

Dagrun Hintze

OSTKONTAKT

Ein deutsch-deutsches Date

Inhalt

Typisch Westen	9
Ein kapitalistisches Rentier in Schwerin	16
Grenzland	20
So ist das mit den Revolutionen	31
Nicht, dass alles umsonst war	40
Nachbarinnen	47
Und kein Stein steht mehr auf dem anderen	55
Kulinarische und andere Konflikte	64
Wettkampf auf dem Markt	69
Über sieben Brücken	75
Es fehlen bloß die Ideale	81
Brüder und Schwestern	84
Dreiviertel Zwölf	93
Theater im Osten	100
Weil ich da erst gemerkt habe, wie hilflos ich bin	111
Interkulturelles Training	115
In Zukunft: Rise and Shine	130
Danke	150

Typisch Westen

Bei uns in Lübeck hängt im Flur, seit ich denken kann, das Wappen von Mecklenburg. Mein Großvater ist dort aufgewachsen, genauer gesagt in Parchim. Und wenn er mir, als ich klein war, von seiner Kindheit erzählte, stellte ich mir Mecklenburg als eine Art norddeutsches Bullerbü vor, wo freche Jungs beim Nachbarn Äpfel klauten und sich nachts in die Speisekammer schlichen, um heimlich den Sonntagskuchen aufzufuttern. Dass mein sechzehnjähriger Großvater, nachdem er sich eine ganze Nacht lang mit Freunden und Familie beraten hatte, aufs Fahrrad stieg, um vor den Russen nach Westen zu fliehen und seine Familie erst fünf Jahre später wiedersehen sollte, wusste ich lange nicht. Dass er nach der Wiedervereinigung geschlagene zehn Jahre brauchte, um endlich eine Reise nach Parchim zu unternehmen, ließ mich eine Ahnung davon bekommen, wie traumatisch die Flucht und der Verlust des Zuhauses für diesen Mecklenburger Dickschädel gewesen sein müssen.

Ich bin bei meinen Großeltern aufgewachsen. Als meine Mutter mit mir schwanger wurde, war sie fünfzehn, mein leiblicher Vater drei Jahre älter. Die Sache flog auf, meine Mutter wurde auf der Stelle der

ehrenwerten Mädchenschule in der Lübecker Altstadt verwiesen, und keine Freundin meldete sich jemals wieder bei ihr. Würde man heute einem Teenager in einer solchen Situation ein ganzes Heer von Psychologinnen und Sozialarbeitern zur Seite stellen, tat man Anfang der 1970er-Jahre – nichts. Dennoch hatte sich das fortschrittlichere Denken zumindest insoweit rumgesprochen, dass meine Großeltern fanden, meine Mutter solle auf jeden Fall eine Ausbildung beginnen, um später finanziell auf eigenen Füßen stehen zu können. Ein paar Monate nach meiner Geburt ging sie deshalb nach Hamburg, um medizinisch-technische Assistentin zu werden, nur an den Wochenenden kam sie ab und zu nach Hause. Mein leiblicher Vater und sie trennten sich, als ich drei Jahre alt war, von da an hatte ich keinen Kontakt mehr zu ihm. Die Vormundschaft für mich lag beim Lübecker Jugendamt, was sich allerdings auf einige wenige Termine, zu denen ich dort mit meiner Großmutter vorstellig werden musste, beschränkte.

Im Nachhinein kann man sagen, dass das sicher die beste Lösung war, zumal ich ansonsten nicht weiter auffällig wurde, in der Schule keine Probleme hatte, Klavierunterricht bekam und zum Reiten fuhr – wie jedes andere Bürgermädchen auch. Dennoch fühlte ich mich oft unangenehm exponiert. Denn spätestens, wenn Freunde und Freundinnen mich zu Hause besuchten, wurden meine Lebensumstände zum Thema,

und ich musste erklären, warum ich bei meinen Großeltern wohnte und nicht bei meinen Eltern. Das setzte mir – neben anderen Schwierigkeiten, die diese Art aufzuwachsen, mit sich brachte – durchaus zu. Um mir das Gefühl, »anders« zu sein, zu nehmen, forcierten meine Großeltern die Freundschaft zu dem einzigen Mädchen in meiner Grundschulklasse mit alleinerziehender Mutter, doch eine wirkliche Verbundenheit stellte sich nicht ein, im Gegenteil: Ich suchte nach Freundinnen mit »normalen« Familien, dort zu Gast zu sein, entlastete mich. Bis heute habe ich niemanden getroffen, der meine Sozialisationserfahrung teilt. Und die Frage, wo ich eigentlich zu Hause bin, wird immer eine komplizierte bleiben.

Vor ein paar Jahren erzählte ich einem Dresdner Freund von meiner Herkunft und den dazugehörigen persönlichen Beeinträchtigungen. Ich hatte ihn im Zuge einer Theaterarbeit kennengelernt, und er hatte mir später gestanden, dass er bei unserer ersten Begegnung dachte: »Noch so eine von diesen professionellen West-Schnepfen!« (Interessanterweise hatte man mich in einem Literaturblog Jahre vorher bereits als »Prototyp einer Kulturschnepfe« geschmäht, irgendwas scheint da zu sein mit diesem Vogel und mir.) Nachdem er sich meine Geschichte angehört hatte, sagte er: »Das ist typisch Westen. Wärst du in der DDR aufgewachsen, hättest du solche Probleme gar nicht gehabt.« Denn dort habe es ja keine bürgerlichen Konventionen gegeben,

gegen die eine Teenage-Schwangerschaft bzw. ein uneheliches Kind minderjähriger Eltern verstoßen hätte. Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich stimmt, mittlerweile habe ich auch anderslautende Einschätzungen gehört. Trotzdem traf mich seine Bemerkung und wirkt bis heute nach. Weil mir anhand meiner eigenen Geschichte auf einmal ganz konkret bewusst wurde, wie zufällig es einerseits ist, wo man geboren wird, und welche unverrückbaren Konsequenzen dieser zufällige Geburtsort andererseits hat, ein ganzes Leben lang. Ich habe immer wieder vergeblich versucht, mir auszumalen, wer ich hinter dem »Eisernen Vorhang« geworden wäre. Und mich berührt die Vorstellung, dass jenseits der damaligen innerdeutschen Grenze, und damit nur ein paar Kilometer östlich von Lübeck, für mich vielleicht ein Leben möglich gewesen wäre, das zumindest in einer Hinsicht leichter hätte sein können als im Westen.

Es kann sein, dass mir die Verständigung zwischen Ost- und Westdeutschland auch deshalb in den letzten Jahren immer wichtiger geworden ist. Zudem führt meine Theaterarbeit mich regelmäßig in die östlichen Bundesländer, wo ich jedes Mal von neuem feststelle, dass mir das Etikett *West-Frau* offenbar auf der Stirn klebt. Und dass das nicht unbedingt einen Vorteil bedeutet. Bis mir Pförtner, Techniker, Requisiteurinnen oder Maskenbildnerinnen an einem ostdeutschen Theater auch nur »Hallo« sagen, muss ich nämlich ein

verdammtes Charmefeuwerk abfackeln, was mich immer wieder auch kränkt. Gleichzeitig verstehe ich mittlerweile besser, warum man Westdeutschen dort manchmal skeptisch und manchmal voller Misstrauen begegnet. Aber das sollte nicht noch mal dreißig Jahre so bleiben, und darum glaube ich, dass wir Westdeutschen zunächst endlich mal zuhören sollten, wenn ostdeutsche Erfahrung artikuliert wird, und uns nicht mit den Analysen bzw. Diagnosen, die zu jedem Jahrestag zuverlässig über Ostdeutschland im Allgemeinen hereinbrechen, begnügen dürfen. Und wenn wir unser Aufmerksamkeitsdefizit gegenüber dem, was »die Wende« in Ostdeutschland nach sich zog, irgendwann ein bisschen ausgeglichen haben, könnte man vielleicht auch von dort aus mit Neugierde und Interesse auf den Westen blicken und Fragen stellen. Denn die alte Bundesrepublik, in der ich aufgewachsen bin, ist genauso vergangen wie die DDR. Und von mir wollte noch kein Ostdeutscher und keine Ostdeutsche wissen, wie es dort gewesen ist, welche Vorstellungen ich von der DDR hatte, was Mauerfall und Wiedervereinigung in meinem Leben für eine Rolle gespielt haben und wie ich Ostdeutschland heute wahrnehme.

Interkulturelle Kompetenz ist eine der Soft Skills der Stunde. Wären wir auch angesichts ost- und westdeutscher Mentalitätsunterschiede in der Lage, sie auszubilden und anzuwenden, wäre womöglich schon eine Menge gewonnen, und zwar ohne, dass gleich

etwas zusammenwachsen oder gar blühen müsste. Darum erzählt dieses Buch aus verschiedenen Perspektiven. Ein zentraler Bestandteil sind die Stimmen von neun Menschen aus Ostdeutschland, die mit mir über ihre Erfahrungen in der DDR und im wiedervereinigten Deutschland gesprochen haben. Ich habe sie im Rahmen eines Theaterprojekts kennengelernt, von dem später noch die Rede sein wird: Katrin (*1976), die gerne für eine Weile woanders gelebt hätte, aber fürchtete, dann endgültig ihre Wurzeln zu verlieren. Liane (*1962), stellvertretende KITA-Leiterin, die für einen Berufsabschluss nach bundesdeutschem Gesetz noch einmal eine Prüfung ablegen musste. Lutz (*1964), der in der DDR nie Vater werden wollte und in den 1990er-Jahren dann doch noch einen Sohn bekam. Thomas (*1962), der als Marine-Offizier der NVA die »Kapitulation« erlebte und danach West-Zeitschriften und LKWs verkaufte. Peter (*1955), der als Pfarrer in der DDR-Friedensbewegung aktiv war und bis heute widerständig geblieben ist. Gudrun (*1970), die manchmal noch das Pionierlied singt, obwohl sie in der DDR nicht Fotografin werden durfte. Michael (*1983), der acht Jahre in Westdeutschland gelebt hat und dadurch für seine Familie zum »Wessi« wurde. Yvonne (*1972), deren Ausbildungsberuf es plötzlich nicht mehr gab und die heute mit einem Schwaben verheiratet ist. Und Max (*1998), dem – so gern er eigentlich Patriot wäre – Heimatgefühle Probleme bereiten.

Natürlich können die Erzählungen dieser Menschen, die im Folgenden immer wieder in Gestalt von O-Tönen auftauchen werden, kein vollständiges Bild von Ostdeutschland und seiner kollektiven Gemütsverfassung vermitteln, wie auch. Zumal ihnen allen die Perspektive weißer Deutscher zueigen ist – auch darauf komme ich später noch einmal zurück. Wesentlich scheint mir bei meinen ostdeutschen Gesprächspartnerinnen und –partnern vor allem die Erfahrung biographischer Brüche zu sein. Von der man im Westen inzwischen vielleicht eine theoretische Vorstellung besitzt, sie emotional jedoch oft weiterhin kaum nachvollziehen kann. Deshalb liegt der Schwerpunkt dieses Buches auch nicht auf den Erinnerungen an die DDR oder die alte Bundesrepublik. Sondern auf der Frage, wie in Ost und West der Einheitsprozess in den letzten 32 Jahren individuell wahrgenommen worden ist. Denn auch ich spreche hier selbstverständlich nicht stellvertretend für Westdeutschland, sondern schildere subjektive Beobachtungen und Erlebnisse.

Ein kapitalistisches Rentier in Schwerin

Als kleines Mädchen guckte ich vor dem Einschlafen erst das West-, dann das Ost-Sandmännchen und wusste nie genau, welches ich besser fand. Als ich dann länger aufbleiben durfte, war »das Vierte« (so hieß das DDR-Fernsehen bei uns) selbstverständlicher Teil des abendlichen Programmangebots, zumal dort oft die besseren Filme liefen. Sonntags machten wir manchmal einen Ausflug nach Hitzacker und besuchten ein Restaurant mit Aussichtsterrasse, von wo aus man mit Ferngläsern das andere Elbufer betrachtete. Da lag, hinter einem Metallzaun verborgen, »die Zone«. Und die westlichen Zollboote mussten höllisch aufpassen, nicht auf die falsche Flussseite zu geraten. Für mich klang es so, als würden dort Menschenfresser hausen, die auch mit Tieren brutal umgingen. So berichtete ein Kollege meines Großvaters, der im Lübecker Stadtteil Eichholz wohnte, von Minenexplosionen im Grenzstreifen, die er hörte, wenn wieder mal ein Reh in die Luft flog. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mir irgendein Erwachsener jemals erklärt hätte, was es mit der deutschen Teilung auf sich hatte. Nur die älteren Kinder aus unserem Einfamilienhaus-Wohngebiet machten sie manchmal zum Thema, zum Beispiel, wenn es um

das Raten von Zigarettenmarken ging: »Welche Marke darf man in der Zone nicht aussprechen?« Ich hatte keine Ahnung. Und auch die Antwort – »West« – ließ mich ratlos zurück.

Katrin: Man wusste halt, wo's lang geht. Und dass man bestimmte Sachen einfach nicht macht, mit einem Coca Cola-T-Shirt draußen rumlaufen, zum Beispiel. Ich hatte eines, das war in einem der Westpakete gewesen. Und natürlich habe ich damit nicht den Müll runtergebracht. Bestimmte Sachen durfte man eben nicht machen oder sagen, vor allem, wenn der Günter von gegenüber dabei war, der Abschnittsbevollmächtigte. Den hat man gemieden. Weil man vor dem nicht echt sein konnte.

Jedes Jahr in der Vorweihnachtszeit packten meine Großeltern die unvermeidlichen Pakete: Mit Apfelsinen, Kaffee, Schokolade, Seife und abgelegten Klamotten von mir. Ich verstand, dass auf der anderen Seite der Grenze Verwandte lebten, denen es nicht so gut ging wie uns. Ein Cousin meines Großvaters, glaube ich, und seine Tochter mit ihren Zwillingen, die ein bisschen jünger waren und am gleichen Tag Geburtstag hatten wie ich. Als ich das mit dem Geburtstag erfuhr, ging ich schon aufs Gymnasium und legte beim nächsten Paket eine Karte an die Mädchen dazu. Im Englischunterricht hatte ich gerade die Geschichte von *Rudolph, the red-nosed reindeer*, gehört und schrieb sie

für die beiden auf. Im neuen Jahr erhielt ich einen Dankesbrief, die Zwillinge waren von Rudolph begeistert. Da hatte wohl jemand bei der Post-Kontrolle gepennt, immerhin zog dieses Rentier den Schlitten des imperialistischen Santa Claus' – das Symbol des Kapitalismus schlechthin.

Liane: In der neunten Klasse kam ein Junge zu uns in die Schule, der ein bisschen provokativ auftrat. Er trug die Flagge der BRD am Ärmel seiner Jacke, was natürlich verboten war. Unser Staatsbürgerkundelehrer hat ihn aufgefordert, die Jacke abzulegen und die Flagge abzutrennen. Aber der Junge hat sich geweigert: »Ich denke gar nicht dran! Ich kann anziehen, was ich will.« Das hat sich so hochgeschaukelt, dass der Lehrer ihm die Flagge abreißen wollte. Mich hat dieser Vorfall verunsichert, und ich habe mit meinem Vater darüber gesprochen. Er gab dem Lehrer Recht. Damals fand ich das richtig. Ich habe meinen Eltern vertraut.

Im Dezember 1989, also kurz nach der Maueröffnung, fuhr ich mit meinem damaligen Freund auf seiner Vespa nach Schwerin, um den unbekannten Verwandten einen Überraschungsbesuch abzustatten. Wir wurden unglaublich herzlich empfangen. Die Mutter der Zwillinge nahm mich beiseite, um mir zu sagen, wie dankbar sie all die Jahre für die Westpakete gewesen sei: »Ohne die wären wir nicht durchgekommen.« Ich

fühlte mich beschämt. Und konnte mir gleichzeitig überhaupt nicht vorstellen, was sie meinte. Denn obwohl ich inzwischen achtzehn Jahre alt war, hatte ich noch immer kaum einen Schimmer vom Leben in der DDR.

Lutz: Die Westpakete standen in der Vorweihnachtszeit zum Abholen auf der Post. Der Osten war ja generell nicht so parfümiert, und von ihnen ging dieser Geruch aus, ähnlich wie im Intershop: Eine Mischung aus Südfrüchten, Persil und Schokolade. Und Parfüm, die älteren Damen benutzten ja gern 4711.

Am 3. Oktober 1990 knutschte ich mit meinem neuen Freund am Ostseestrand, die Wiedervereinigung war uns herzlich egal. In der Folge verkrachte sich die Wessi-Verwandtschaft meines Großvaters mit den Schweriern. Es ging wohl um Wiedergutmachungsansprüche an Immobilien, auf jeden Fall brach dadurch auch der Kontakt zwischen uns ab.

1991 ging ich nach Würzburg zum Studieren und lernte in der Kunstgeschichte genau eine ostdeutsche Kommilitonin kennen, die jedoch schnell zur Medizin wechselte. Das nächste, was ich in meinem bayrischen Studentinnenidyll von »denen da drüben« mitbekam, waren die Fernsehbilder von den Ausschreitungen in Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen. Mit Grausen wandte ich mich ab. Damit wollte ich nichts, aber auch gar nichts zu tun haben.